

Eine Saisonkarte fürs Paradies

Erwachsen werden im Freibad / Von Caroline Rusch

Sommer und Freibad gehören zusammen wie Wasser und Chlor oder Pommes Frites und Cola – das weiß jedes Kind, mag auch der Sinnzusammenhang von Nabel und Piercing ergänzend hinzugekommen sein. „Sommer und Freibad“ erscheinen in der Retrospektive als vierte Dimension der Kindheit, ein einzigartiger und doch teilbarer Raum, obgleich er sich aus denkbar vielfältigen Erlebnissen speist. Selbst im bescheidensten, mit kommunalen Mitteln nur mühselig unterhaltenen Freibad unterscheidet sich das Sein daher gravierend vom Familienurlaub am noblen Pool – und verdient so allemal fünf Sterne.

Nichts beweist diese Theorie stichhaltiger als das Destillat aus der Summe jener leuchtenden Stunden, die man damals im Freibad verbrachte, nein, weilte; et in Arcadia ego, ließe sich mit Vergil singen, ob dies nun in einem Kaff im Lechrainischen war, im rumänischen Sowata oder in Wisnio Wagora bei Lodz. Dieser Seelenproviant für dürrere Sommer bleibt im Gedächtnis verwahrt, ohne je Schaden genommen zu haben. Sooft man später an einem blanken, windigen Sommertag tief in Baumkronen blickt oder vom Fluß das Kreischen und Lachen herüberweht, wenn die Pappelwolle in dicken Flocken schneit oder bei einem Sprung ins Wasser alle anderen Geräusche in einem gewaltigen Platschen untergehen, formt es sich, das Wieder-Erkennen.

Und während man noch „Achtung, Arschbombe!“ denkt, ist er wieder da: der Sommer im Freibad.

Ihm haftet neben seiner Eigenschaft als Topos denn auch nichts Geringeres als Ewigkeit an. All seine Protagonisten sind wahre Olympier, vom Bademeister Hoplitschek sogar bis hin zu Chester von der Wasserwacht, der im Suff öfters vom Moped zu stürzen pflegte und so etliche seiner Zähne eingebüßt hatte. Von der spröden Helga oder Dante Emiri ganz zu schweigen. Der war in der Hierarchie dieses Götterapparats als Gasterbeiter zwar ganz unten angesiedelt,

aber machte nichtsdestotrotz mit seiner knappen Badehose derart unverschämte gute Figur, daß es ihm mancher käsig-pikkelige Zeitgenosse lange nicht verzieh.

Natürlich merkt man das mit der Ewigkeit nicht gleich, oder präziser: solange alle Zeit noch ausschließlich Gegenwart bedeutet, muß man sich um solche Dinge nicht bekümmern. Wohingegen unsere Söhne und Töchter wie immer ihre Badetaschen zusammenpacken und ins Freibad marschieren – schließlich sind Lou und Lily, Max oder Sam auch dort. Und wo die hingehen, da will ich auch hingehen. Die Motive sind jedoch im wesentlichen dieselben geblieben: Den nagelneuen Bikini spazierenführen. Kickern. Vom Dreimeterbrett einen formidablen Hecht springen, wenn der coole Schwarm aus der Siedlung vorbeistelt. Im Wasser bleiben, bis die Zähne klappern, danach auf den Steinen um den Bassinrand wieder aufwärmen. Eis essen oder Bierbrezen, WM-Fußballbildchen sammeln, Autoquartett spielen oder mit elf Jahren genau wissen, wen man heiraten will. Das Tattoo herzeigen, selbst wenn das ganze Freibad schon von weitem einen Blaustich aufweist. Einen tausendfädigen warmen Kaugummi von der Fußsohle ziehen. Die Mädels ins Wasser werfen. Sich von den Jungs ins Wasser werfen lassen. Das Tiroler Nußöl ersetzt nun der integrierte Selbstbräuner, der ein Spurenelement seines einstigen bestialisches Gestanks zuverlässig bewahrt hat, welcher aus der schönen Marianne kurzfristig eine gelbgefleckte Blondine machte. Man schwamm mit imposanten Gummiblütenarrangements auf dem Kopf oder einer lila Rüschenhaube à la Marge Simpson, denn es hieß, die Läuse von der Uschi suchten im Wasser nach einer neuen Blicke. Die Körbchen im Badeanzug delten greulich ein, jeder konnte sehen, daß obenrum noch überhaupt nichts los war – und sparte auch nicht mit deutlichen Kommentaren. Kurz: Heute gäbe so mancher dafür gerne die bewässerte Wüste Dubais mitsamt Marbella als Morgengabe, wenn nur der Club mit Animation ein einziges Mal noch eine solche Gaudi böte wie ein Freibad.

Dieses beinahe zum Mythos gewordene Paradies der Adoleszenz öffnete seine Pforten stets am 15. Mai. In der Wirtschaftswunderära war dieses Freibad damals eingeweiht worden, die Eltern erzählten noch von diesem denkwürdigen Tag. Zuvor schwamm man unter knarrenden Weiden inmitten von Wasserlinsen und Entengrütze in der Paar, die nicht nur der Gülle wegen den hygienischen Standards längst nicht mehr genügt hatte. Bis weit in die Siebziger hinein blieb die Paar zeitweise ein totes Gewässer. An manchen Tagen prangte sie in Königsblau oder Rot, was einer Gardinenfabrik zu verdanken war. Wenn der Anzeiger zum Anlaß der Eröffnung stolz verkündet hatte, das neue Becken fasse siebenhundert Kubikmeter Wasser. Startblöcke und Sprungbretter seien mit einem griffigen Kokosfaserbelag ausgestattet, so klingt dies heute für manchen

gleichbedeutend mit der Überlieferung, im Elysium seien die Helden auf blühendem Asphodelos gewandelt.

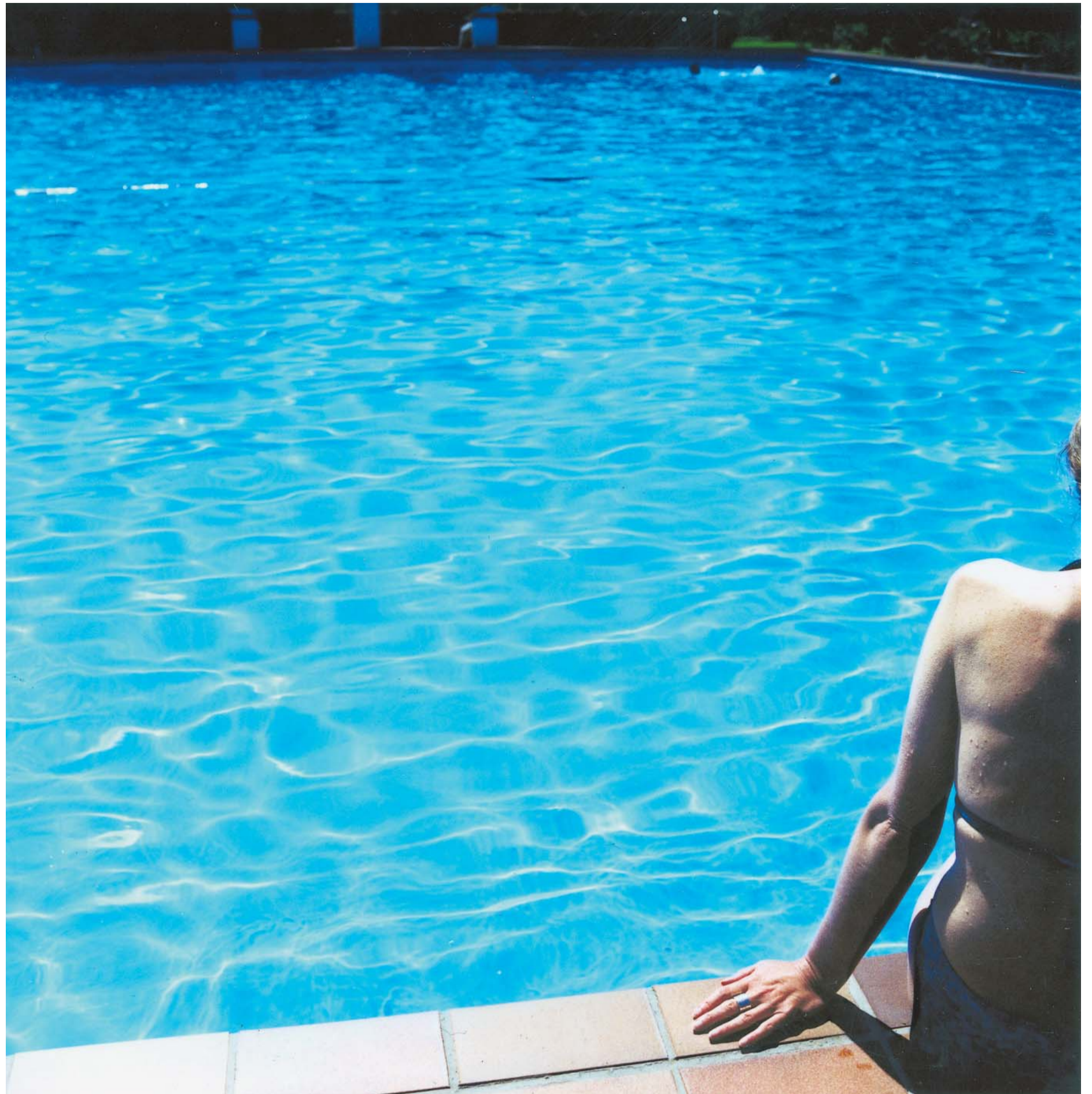
Mit Herzklopfen krakelte man seinen Namen auf eine Dauerkarte aus grüner Pappe, die der Bademeister Hoplitschek aus seinem Kabäuschen reichte, das Haar zur verwegenen Brisk-Tolle aufgeschmalzt. Das goldene Amulett – Sternzeichen Jungfrau – auf seiner glatten, runden Brust glänzte in der Sonne. Der Bademeister trug nur knappe Shorts. Auch seine Schenkel, kräftig und von der Farbe dunklen Honigs, waren durchaus manchen Blick wert. Im Ort galt er daher als ein gutaussehender Mann, wozu ihm die hohe, starre Welle über der Stirn noch einen letzten, angenehm fragwürdigen Pfiff verlieh. Man sah ihm an, daß seine Seele in ihrem sündigen Gehäuse schon hienieden mehr als zufrieden saß, oder, mathematisch ausgedrückt, Selbstbewußtsein und Körperlichkeit bei ihm vollkommen deckungsgleich waren. Diese unantastbare Aura, die den Bademeister im Sommer umgab, war es auch, die Spötter wie Neider an ihren Bosheiten langsam und unbarmherzig ersticken ließ. Kraftlos hofften sie auf den Winter, da war er wieder nur ein untersetzter Mann mit strähnigem Haar, der verdrießlich aus dem Bus stieg wie alle anderen auch, und weder seine Art zu sprechen noch sich zu bewegen ließ sie auch nur im entferntesten erahnen: jene geschmeidige, samtige Frechheit, die aus seiner Profession eine Offenbarung machte.

Er war nicht nur der Herr des Kiosks, wo seine dünne Frau uns Dauerlutscher und Puffreis verkaufte, sondern auch der Chef der Wasserwachtler. Sämtlich braungebrannte Heroen, die mit einer Flasche Bier auf Klappstühlen saßen, mit Adleraugen über die Wasserfläche blickten und bei Hitzschlägen oder milderer Verletzungen zuverlässig Erste Hilfe leisten sollten.

Zum Mythos gehört untrennbar auch der Schrecken, wovon die schweren Gewitter, die man zusammen mit anderen Angsthäsen in der Umkleidekabine überstand, der geringere war. Anders, als das Kind vermißt wurde, das der Obhut seiner Schwester abhandeln gekommen war. Bis in die Abendstunden suchte man es überall, bis hinein ins Unterholz hinter dem Pumpenhäuschen, vergebens. Als man es fand, trieb es kopfunter im Wasser im Swimmingpool des Nachbargrundstücks. Oder der ertrunkene Bauernbursche, dessen Gesicht blau war wie eine Gewitterwolke, darüber eine Wolke rotes nasses Haar. Dagegen war selbst die Wasserwacht machtlos, leblos blieb der Brustkorb. Die Lektion, die man daraus lernen konnte, bestand darin, daß der Tod auch unter Aufsicht kommen kann und nicht wie draußen in den wilden Flüssen nur unbotmäßige Schwimmer trifft, die ihre Kräfte überschätzt hatten.

Auch die erste Liebe sollte unter den Augen aller auf Gemeindegrund ihren Anfang nehmen. Ausgerechnet Dante Emiri, der im Ort auch der Abruzzehänerin gerufen wurde, eroberte sich eines der begehrtesten Mädchen. Selbst die Jungs aus der Flüchtlingsiedlung vor dem Ort waren gefährlich anders und somit weit aus interessanter als die Söhne der Hautevolé, deren Initiation, zumindest was den Eros betrifft, nicht im Freibad, sondern auf dem benachbarten Tennisplatz begann. Und so sahen die Liegewiesen, auf denen Wolldecken ein buntes Flickmuster bildeten, Dramen der Eifersucht, der Zurückweisung und Koketterie. Welch ein Glück aber, wenn man den Rücken jener kühlen, eleganten Helga einreiben durfte, die Wange einen Augenblick lang auf ihrem Schulterblatt zu ruhen kam: eine unwiederbringliche Mischung aus nassem Dralon, Nussöl und Rauch, ein Hauch Kälte noch über der sonnenwarmen Haut. Als sie einen dann mit dem besten Freund hinterging, lag man den Rest des Sommers mit dem Kopf auf den Armen auf der Decke, um die beiden bloß nicht zu sehen. Das Herz wollte einem aus dem Leibe, doch die Decke roch tröstlich nach alten und neuen Sommern, nach in der Sonne getrockneten Socken.

Zur selben Zeit, als sich die Pärchen bildeten und zurückzogen aus dem Paradies eines Freibads, neigte sich auch die Ära der zeitlosen Freude allmählich dem Ende zu. All das war nun etwas für Kinder. Passend dazu war die Fabrik gegenüber dem Freibad auf 19 Uhr stehengeblieben – und das sollte auch auf Jahre so bleiben. Wäre man indes klüger oder vielmehr belesener gewesen, hätte man jenen Sommer noch länger auskosten können. Dazu hätte man in einer der backofenwarmen Umkleidekabinen das Poem eines Anonymus ernst nehmen müssen, welches jener in tiefer Einsicht neben ein Astloch geritzt und mit einem abgebrannten Streichholz nachgeschwärzt hatte, anderen zur Warnung: „Das Mädchen ist der Feuerstein, der Junge ist der Zunder, fällt nur ein kleines Fünkchen drauf, so brennt der ganze Plunder.“



Da ist der Ozean, in den die sommerliche Seele vor aller Augen eintaucht.

Fotos Frank Mardaus

